

Ludwig Fischers Theorie der Weltanschauungen.

Von J. Ternus S. J.

Der Weg, den die von der Naturbetrachtung ausgehende Wissenschaft zu nehmen pflegt, ist durch folgende Wegmarken gekennzeichnet: vorläufige Feststellung, allseitige Beschreibung, über Hypothese zu Theorie hinanstrebende Erklärung, übergreifende Zusammenfassung von Stufe zu Stufe, Vordringen zu vorbehaltlich letzten Hinnahmen mit einem Ausblick hinüber zu endgültig anzunehmenden Letztheiten. Die Richtung dieser Gedankenbewegung, die ihren Ausgang nimmt vom Konkret-Einzelnen hinan zum Allgemein-Umfassenden findet tatsächlich und wesensgesetzlich ihre angestrebte Gegenbewegung in deduktiver Ableitung, die axiomatisch genannt wird, soweit sie von relativ oder endgültig nicht weiter zurückführbaren letzten Annahmen ihren Ursprung nimmt.

Die axiomatische Betrachtungsweise hat einen besonderen Reiz für jede genügend entwickelte Sonder- oder Grundwissenschaft vorletzter oder letzter Stufe. Und so haben wir heute eine Axiomatik der Geometrie, der Algebra, der Physik, der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Logistik. Manche davon geben sich bescheiden als einen bloßen Versuch, den Zusammenhang der methodischen Voraussetzungen, inhaltlichen Erstannahmen und bisher erwiesenen Detailergebnisse zu übersichtlicher Darstellung zu bringen. Andere axiomatische Bestrebungen geben sich als relative Standpunktbetrachtungen, die ihre Position im Dienste einer Sonderbetrachtung nehmen, also nur technisch formalen Wert beanspruchen. Endlich aber gibt es eine Axiomatik, die man mit Moritz Geiger als ‚Wesensaxiomatik‘ bezeichnen kann. Hat das ‚technische‘ Axiomensystem nur formalgültigen Wert — und kann es deren grundsätzlich soviele geben als es formal äußerliche Gesichtspunkte gibt, unter denen sich

eine Mannigfalt von Inhalten ordnen läßt — so geht die vom Wesensbetracht geleitete Axiomatik darauf aus, ihre Sätze und Satzfolgen aus dem gegenständlichen Inhalt herauszulesen und seiner Struktur getreu nachzuzeichnen.

Der Philosophie wohnt als ihr ureigenster Beruf — begeistert für die einen, abschreckend für die andern — ein Urtrieb des Forschens inne nach den letzten und nicht bloß für heute letzten Wesenszusammenhängen. Sie ist von Haus aus ‚Axiomatik‘ und die generellste von allen. Wie immer sie zunächst an sich halten mag mit der Bestimmung des ‚Gegebenen‘ und ‚Gegenständlichen‘, sie will wesensgemäß denken und in Richtung aufs Absolute und vom Letzten her. Das Gegebenheitsganze will sie erfassen aus ihren ‚Letztheiten‘ heraus. Ein festes Bezugssystem muß sie — wie immer sie dessen Legitimität erweisen will — zugrundelegen, sonst gelingt ihr kein Ansatz und kein Aufbau. Die Ordnung ihrer Sätze und Satzfolgen steht in keinem subalternen Verhältnis mehr und muß allein die ‚natürliche‘ Ordnung als Leitfaden aufsuchen.

Auf der Suche nach dem ‚natürlichen Grundgefüge‘ bewegt sich auch das philosophische Lebenswerk des Berliner Philosophen Ludwig Fischer seit nun schon mehr als einem Menschenalter, besonders aber in seinen Hauptwerken der letzten Jahre: *Wirklichkeit, Wahrheit und Wissen* (1919), *Das Vollwirkliche und das Als-Ob* (1921), *Die natürliche Ordnung unseres Denkens und der Zusammenhang der Weltanschauungen* (1927). Gerade in diesem letzten Werk, das als stattlicher Band in der Reihe der „Beihefte zu den Annalen der Philosophie“ erschienen ist, läßt uns das Ergebnis einer philosophischen Lebensarbeit erkennen, die Achtung und Ehrfurcht erzwingt. Das Buch legt allenthalben Zeugnis ab von einer geistigen Zucht und Stärke, die dem Verfasser in seinem ‚zivilen‘ Beruf glänzende Erfolge bei der Organisation des Patentwesens von Siemens und Halske eingetragen haben. (Vgl. die Monographie des Verfassers über *Die Arbeit des Patentingenieurs in ihren psychologischen Zusammenhängen*, Berlin 1923.) Es behandelt in einer für den Verfasser wohl als endgültig zu bewertenden Form das Kernproblem, das seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Unruhe gewesen ist, die sein Forschen und Bemühen in rastlosem Gang gehalten hat. Solch ein Weg ehrlich suchenden Forschergeistes gebietet teilnehmendes Interesse um so mehr, als sein Aus-

gang die verlässliche Erfahrung, sein Durchgang die Mannigfalt der Weltanschauungen, sein Ziel eine ‚Theorie der Weltanschauungen‘ war von jener ‚natürlichen Grundordnung‘ her, die die Einheit aller Weltanschauungen in ihrem tiefsten Sinn erkennen lasse. Der Verfasser will den irrationalen Quell, der die Weltanschauungen speise, nicht verkennen und nicht schmähen, so wie er auch das ‚irrationale Feingefühl‘ der Seele mit der Ratio des Geistes Hand in Hand will arbeiten lassen bei seinem eigenen Bemühen um rationale Erschließung der rationalen Grundlinien in aller Verzweigung der Weltanschauungen. Er nimmt sie ‚relativ‘ — und heißt sein System einen ‚Rationalen Relativismus‘ — aber er weiß um ein Absolutes, wenn auch nur näherungsweise zu Erfassendes. Das Absolute ist ja nun einmal „der unvermeidliche Ort“ — wie Jaspers, der Psychologe der Weltanschauungen sagt.

Fischer geht nun planmäßig so voran, daß er im ersten systematischen Teil, — der zweite soll nur eine Probe aufs Exempel bringen aus dem Film der im Lauf der Geschichte aufgetauchten Weltbilder — daß er zunächst die axiomatische ‚Urform‘ aufsucht, ihr Grundgefüge herausstellt, daraus den Deutungskanon der methodischen Grundsätze ableitet, und endlich in einer breit ausgeführten Analyse die gestufte Formenfolge herleitet (Grundformen, Wesensformen, einfache und organische Individualformen, Welt- und Allheitsformen). Am ehesten könnte man es eine Eidologie nennen, was in diesem systematischen Aufriß — erst als breit ausgeführtes ‚Hauptbild‘ vom rationalen Ordnungspol her, dann kürzer als ‚Kehrbild‘ vom irrationalen Gegenpol her — zur Darstellung gebracht wird. Als der unsere ganze Erfahrung umspannende Grundgedanke, der eine Rationalisierung ermöglicht, wird die allbeherrschende Beziehungsform „Gegensätzlichkeit—Einheit“ herausgestellt, die sich — entsprechend den drei Ordnungsstufen der Erfahrung — in die Sonderbeziehungen gliedert: der ‚ruhenden Form des Raumes‘, der ‚fließenden Form der Zeit‘ und der ‚schwebenden Form des Wissens‘. Die Urform als reine Beziehungsform fordert aber als zweite Urwurzel der Erfahrung „Bestimmtheiten“. Sie sind nicht mehr in Beziehungen auflösbar — insofern „irrationale“, „qualitative“, zwischen Gegensatz und Einheit als ihrer „Grenze“ mitten inne stehende Absolutgehalte. Nehmen wir die an-

schließenden Gesichtspunkte der Viel-Einheit und gestuften Ordnung hinzu, so lautet das umfassendste Grundaxiom: „Das All unserer Erfahrung ist Eines und zugleich vielfach bestimmt und durchgängig geordnet. Die Urform aller wechselseitigen Beziehungen dieses Ganzen ist der ‚Gegensatz‘, der sich in der Bestimmtheit (‚Grenze‘) aufspaltet und löst“. (S. 44.) Es ist bezeichnend für die in höherem Sinn mathematische Denkhaltung Fischers, daß er aus der form-inhaltlichen Urgestalt gerade die *B e z i e h u n g s*komponente als universalen ‚Ordnungspol‘ wählt, den ‚Gegenpol‘ der *U r b e s t i m m t h e i t* als ‚irrationalen Rest‘ möglichst hinauszuschieben sich bemüht. Hier liegt nach unserer Auffassung der kardinale Konstruktionsfehler des ganzen scheinbar so reibungslos aufgerollten Systems. Fast Seite für Seite will mir scheinen, macht sich die Stockung und Sperrung bemerkbar, die vom Verfasser in immer neuem Ansatz überwunden werden muß. Ob da nicht doch Hans Driesch, zu dessen Ordnungs- und Wirklichkeitslehre dieses Buch engere Nachbarschaft hat, als es der Verfasser selbst wahrhaben will, unbefangener sieht, wenn er nicht ‚Sparsamkeit um jeden Preis‘ anstrebt, vor der auch Moritz Geiger den Wesensaxiomatiker warnt, sondern neben dem ‚dreieinigen Ursachverhalt‘ seiner ‚Ordnungslehre‘ (Logik) noch eine ‚Wirklichkeitslehre‘ oder Metaphysik als zweiten Teil der Philosophie anerkennt: „nicht nur Ordnung geschaut wird in ihm, sondern e r k a n n t soll in ihm werden“. Mit einem solchen Widerpart neukantischer Einstellung sich in diesem entscheidenden Punkt auseinanderzusetzen, wäre für die Herausstellung der ‚natürlichen Ordnung‘ wohl fruchtbarer gewesen als der im Grunde doch notgedrungen flüchtige, problemgeschichtliche Ueberblick durch die Jahrtausende, der den ganzen zweiten Teil füllt. Was da z. B. über Platon, Aristoteles und erst recht über Augustin und Thomas ausgeführt wird, nimmt sich recht dürftig, um nicht zu sagen flach aus. Fischer weiß wirklich um die wahre Tiefe ihrer Gedankenschächte allzuwenig. Sie sind ihm aus leicht zu durchschauenden Gründen (er spricht selbst einmal ausführlicher von ‚irrationalen‘ Bedingtheiten) recht fremd geblieben.

Es geht durch das Buch eine — gelegentlich auch in aller Form ausgesprochene (S. 145) — Selbstsicherheit, die nach der fast auf ganzer Linie heute vollzogenen Wende der beiden letzten Jahrzehnte befremdet, wo doch vorkantisch leibnizische und noch

ältere Gedankenmotive — auch aus dem ‚toten‘ Jahrtausend — zu neuem Leben und neuer Fruchtbarkeit entstanden sind. Von diesem Neuansatz ist in dem Buche nichts Rechtes spürbar und wenn man ihn vermißt, geschieht es, wie ich glaube, nicht aus irrationalen Triebwünschen aus den Untergründen eines wunschgebundenen ‚Es‘ herauf, denen uns der Verfasser verhaftet glaubt.

Die Entdeckerfreude am ‚Grundgefüge alles Denkens und Seins‘ hat ihn ja doch selbst auf den naheliegenden Gedanken geführt, daß dieser Grundgedanke dem Scharfblick der Denker nicht hat entgehen können. Und es bleibt eine merkwürdige Befangenheit in kantischem Vorurteil, — über das nicht bloß die Bewegung von Bolzano-Brentano-Husserl her hinausgeführt hat, — daß den früheren Jahrhunderten überhaupt erst der ‚Substanzstar‘ (— das Unheil eines Platon-Aristoteles-Thomas —) habe gestochen werden müssen. Fischer huldigt überhaupt merkwürdig anmutenden philosophiegeschichtlichen und geschichtsphilosophischen Anschauungen, die oft genug in Widerspruch stehen zu unbedacht spontanen Aeußerungen abseits von der These, so z. B. „von dem Jahrtausend, das in der ganzen Welt nirgends erheblich Neues an geistigen Gütern erzeugt zu haben scheint“, von den kommenden Geschlechtern, die „mit Anlagen geboren werden, die uns noch ganz fehlen“ u. a. m.

Die Formenanalyse in ihrem gemessenen axiomatischen Schritt kann und braucht hier nicht in ihrer Detailfolge wiedergegeben zu werden. Die „Spurlinien“ sind durch das Grundgefüge und seinen methodischen Ausdeutungskanon zur Konsequenz festgelegt. Wo die Gedankenschneide auf die Frage der ‚Letztheiten“ stößt, gleitet sie unter der nachgiebigen Führung mit der Bemerkung ab: „Auf rein analytischem Wege können wir heute wohl kaum eine sichere Antwort auf die Frage nach den Letztheiten bekommen. Vielleicht ist das überhaupt unmöglich, solange wir im Rahmen unserer Axiome — unseres Grundbegriffs — bleiben“. (S. 93.) Es scheint sich also doch offenbar um ein technisch orientiertes Axiomensystem zu handeln, für dessen Standpunktwahl der höchst unphilosophische Gesichtspunkt maßgebend ist: „Gäbe es letzte elementare Bestimmtheiten, so würden sie jedenfalls für die Wissenschaft und für unser Erkennen nur eine untergeordnete Rolle spielen, denn wir könnten sie in keiner Weise beschreiben.“ (S. 92.)

Erst wo Fischer glücklich am Ende seiner wesentlichen Gedanken zur philosophischen Grundwissenschaft steht, stößt er auf das, was doch eigentlich den Ausgang der philosophischen Besinnung ausmacht. „Das Forschungsgebiet der Philosophie ist gerade das, was die Sonderwissenschaften als axiomatische Voraussetzungen annehmen und damit von ihrem eigentlichen Forschungsgebiet ausschließen.“ (S. 119) Und wieder: „Die Philosophie sucht Wahrheit nicht in bezug auf diese oder jene besondere Gruppe von Dingen oder Erscheinungen, sondern in bezug auf unsere Erfahrung als Ganzes“ oder wie der Verfasser auch sagt, auf das ‚Vollwirkliche‘. Die „vollständige, genaue, begriffliche und anschauliche Nachzeichnung oder Darstellung des Vollwirklichen mit all seinen Bestimmtheiten und deren wechselseitigen Beziehungen“ würde der Verfasser als „absolute Wahrheit“ ansprechen, die aber nur als ein ‚focus imaginarius‘, ein ‚fiktiver Richtungspol‘, ein ‚Als-Ob‘ gegeben ist, an das sich die ‚relative Wahrheit‘, als ein möglichst vollkommenes ‚Zweckmäßigkeitgebilde‘ anzugleichen hat. So gesehen, ist die Philosophie an Erkenntnisrang wohl den Sonderwissenschaften vorge setzt, insofern sie beschäftigt ist an den Erstgliedern der Untersuchungsreihe, aber sie bleibt allen unterlegen an geeigneten Mitteln zur Erkenntnisbemächtigung jener ‚Urheitslinien‘. Das ist allerdings eine Wesensbestimmung der Philosophie, wie sie in der Umgebung der Vaihinger, Petzoldt und ihrer Sinnesverwandten hingenommen werden mag, aber es müßte doch wenigstens der ernste Versuch unternommen werden, mit weithingehörten, wesentlich anders klingenden Forderungen sich auseinanderzusetzen über das, was Philosophie will und wie sie es will. Von der aristotelischen Tradition zu schweigen, die dem Verfasser ja nicht liegt, aber wenigstens hätte die ebenso einseitige Fassung eines Scheler etwa zu einer kritischen Besinnung, Auseinandersetzung und eventuellen Korrektur veranlassen können, wonach Philosophie ja zu sein hätte: „ihrem Wesen nach streng evidente, durch Induktion unvermehrbar und unvernichtbare, für alles zufällig Daseiende ‚a priori‘ gültige Einsicht in alle uns an Beispielen zugängliche Wesenheiten und Wesenszusammenhänge des Seienden, und zwar in der Ordnung und dem Stufenreich, in denen sie sich im Verhältnis zum absolut Seienden und seinem Wesen befinden.“ (*Vom Ewigen im Menschen*. 1921. S. 122.) Hier rückt jedenfalls die Bedeutung von

weltanschaulichen ‚Transformationsdeterminanten‘ an ganz untergeordnete Stelle gegenüber der ‚wahrhaft natürlichen Grundordnung‘, von der Fischer viel handelt, ohne sie aber je recht in die Finger zu bekommen. Er spürt wohl die Notwendigkeit einer solchen Bezugsordnung jenseits aller Relativitäten: „Erst durch die Klarstellung ihrer axiomatischen Grundlagen und deren Einordnung in die natürliche Ordnung bekommen die philosophischen Systeme ihre eigentliche Bedeutung, und vieles wird uns verständlich, das uns ohne den Zusammenhang mit der Grundordnung rätselhaft bleiben würde.“ (S. 140.) Die „breite irrationale, axiomatische Grundlage der philosophischen Systeme“ glaubt Fischer mit seiner recht formal gehaltenen „natürlichen Grundordnung“ souverän frei bewältigen zu können. Er berauscht sich geradezu an dem Machtgefühl seiner geistig freien Position, seiner Theorie der Weltanschauungen, die er seinen ‚Relativismus‘ nennt, auf der Grundthese: „Die wissenschaftlichen Weltanschauungen sind im wesentlichen Sonderdarstellungen der natürlichen Grundordnung, die bedingt sind durch die engere oder weitere Prägung des Axiomensystems, d. h. des ‚Standpunktes‘, und die sich ferner dadurch unterscheiden, daß sie die eine oder andere Seite des Gefüges dieser Gesamtordnung in den Vordergrund rücken (S. 143). Uns genügt die Feststellung, daß es doch so etwas gibt, um das sich alle Weltanschauung bemüht, daß es einen Kern gibt, um den alle Gedankengänge der Philosophen kreisen, auch wenn sie auf den ersten Blick noch so verschieden zu sein scheinen. Es gibt also doch so etwas wie eine philosophische Substanz und ein wahres Objekt der Philosophie, aber wir meinen, bei Fischer ist sie wohl verschiedentlich gefühlt; aber dem Griff der Hände wieder entglitten. Gespürt hat er diese Substanz, wenn auch nur durch den kantischen Handschuh hindurch, wo er schreibt: „Die Tragweite der Gedankengänge, die wir in den früheren Abschnitten entwickelt haben, kann durch nichts so eindringlich vor Augen gestellt werden, als wenn wir sehen, daß in der Tat die Gedanken der Philosophen seit Jahrtausenden sich immer um dieses selbe Begriffsgefüge drehen; — wenn wir sehen, wie die besondern Beziehungsformen, die wir im Vorausgegangenen abgeleitet haben, in den philosophischen Systemen Leben und Bedeutung gewinnen, und wie jene analytischen Formen uns das Verständnis dieser Systeme erschließen, ihren wechselseitigen

Zusammenhang offenbaren und uns viele neue Aufschlüsse bringen; wenn wir schließlich gewahren, wie die ganze Geschichte der Philosophie ein eigenartiges Leben offenbart und als ein Arbeiten an einem gemeinsamen Urgedanken erscheint, den der eine von dieser, der andere von jener Seite durchleuchtet, wobei doch keiner jemals aus dem Bannkreis dieses Urgedankens heraustreten kann.“ (S. 145.)

Und so wird auch Fischer nicht anders können wie Kurt Riezler, der seinen Aufsatz „Ueber den absoluten Anspruch von Weltanschauungen“ (in Reichs Philosophischem Almanach von 1927) mit dem Satz schließt: „Dieses System aber kann nicht umhin, selbst eine Weltanschauung zu werden, die den Anspruch des Absoluten dem Prinzip nach erheben muß.“ Damit aber richtet sich der „Relativismus aus Prinzip“ in seinem eigenen Gesetz.